

Leseprobe aus:
Yiyun Li
Lieber Freud, aus meinem Leben ...



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2018

HANSER

Edition Akzente

Yiyun Li
Lieber Freund,
aus meinem
Leben schreibe
ich dir in deines

Roman

Aus dem Englischen
von Anette Grube

Carl Hanser Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017
unter dem Titel *Dear Friend, from My Life I Write to You in Your Life*
bei Penguin Random House in New York.

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-25827-3

© 2017, Yiyun Li

All rights reserved

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2018 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: © R. Kikuo Johnson

Satz: Angelika Kudella, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Dieses Buch ist Teil einer Konversation
mit Brigid Hughes.

Es gibt keine Leiter hinaus aus irgendeiner Welt; jede Welt ist randlos.

Amy Leach, *Things That Are*

Sie hatte schon immer gern schlafende Menschen geweckt; und außer jemanden zu töten oder auf die Welt zu bringen, ist es ja tatsächlich die größte Veränderung im Zustand eines Mitmenschen, die wir herbeiführen können.

Rebecca West, *This Real Night*

Inhalt

Lieber Freund, aus meinem Leben schreibe ich dir in deines	9
Unter Menschen	27
Erinnerung ist ein Melodrama, von dem niemand ausgenommen ist	55
Zwei Leben	87
Unter literarischen Gestalten	III
Sprechen ist eine Unbesonnenheit, die ich riskiere ...	141
Entweder / Oder: ein Chor Vermischtes	157
William Trevor lesen	173
Nachwort: Darüber, eine langweilige Persönlichkeit zu sein und Alternativen zu erfinden	197
Eine unvollständige Literaturliste	205
Danksagung	207

Lieber Freund, aus meinem Leben schreibe ich dir in deines

I.

Zum ersten Mal begegnete ich *Vorher und nachher* in einer Modezeitschrift, die ich auf den Rat von Freundinnen hin pflichtbewusst abonniert hatte, als ich nach Amerika kam. Damals übte Amerika eine anthropologische Faszination auf mich aus. Ich hatte nie zuvor ein Hochglanzmagazin gesehen und fragte mich angesichts der Qualität von Papier und Druck, ganz zu schweigen von dem Schatz an Parfums, die darauf warteten, sich zu entfalten, wie es der Zeitschrift gelang, Profit zu machen in Anbetracht der Tatsache, dass ich nur einen Dollar je Ausgabe zahlte.

Mein Lieblingsbeitrag befand sich auf der letzten Seite und behandelte stilistische Umwandlungen von berühmten Personen – Frisur und Haarfarbe zum Beispiel –, illustriert mit jeweils einem Bild vorher und nachher. Meistens hatte ich keine Meinung zu der Veränderung selbst, doch mir gefiel die Bestimmtheit der Ausdrucksweise, vorher und nachher, bei der nichts das Dazwischen verunstaltete.

Auch nach Jahren in Amerika empfinde ich noch immer kurz so etwas wie ein Hochgefühl, wenn ich auf Anzeigen für Diäten, Zahnbleaching-Streifen, Haarausfallkuren oder sogar Schönheitsoperationen mit den Unterschieden zwischen vorher und nachher stoße. Die Entschiedenheit der Behauptung – für jede missliche oder unangenehme Situation gibt

es eine Lösung, die sie zum Verschwinden bringt – fasziniert und verwirrt mich gleichermaßen. Das Leben kann neu eingerichtet werden, suggeriert sie; Zeit kann auseinanderdividiert werden. Doch um eine andere Person zu werden, erscheint mir dieses Rezept so zweifelhaft wie der Umzug an einen anderen Ort: Eine andere Gegend ist bestenfalls eine Ablenkung oder aber ein neues Umfeld für alte Gewohnheiten. Was man von einem geografischen und temporären Ort zum anderen mitnimmt, ist das eigene Selbst: Auch die widersprüchlichste Person ist durchgängig sie selbst.

2.

Vor ein paar Jahren, als ich gerade mein Büro verlassen wollte, um zu unterrichten, rief mich eine Bekannte an, die auf der anderen Seite des Landes, in New Hampshire, lebte. Sie war gerade in einer Stadt in der Nähe. Ich sprach keine zwei Minuten mit ihr, bevor ich meinen Mann bat, sie aufzusuchen. Er verbrachte zwölf Stunden mit ihr, sagte ihre Geschäftstermine ab und schickte sie zurück nach Hause. Zwei Wochen später rief ihr Mann an und teilte mit, dass sie am Sonntagabend aus dem Fenster ihres Büros gesprungen war. Er bat mich, zu ihrem Gedenkgottesdienst zu kommen; ich überlegte lange und beschloss, nicht hinzufiegen.

Unsere Erinnerungen sagen mehr über das Jetzt als über das Damals. Zweifellos ist die Vergangenheit real; dafür gibt es keinen Mangel an Beweisen: Fotos, Tagebücher, Briefe, alte Koffer. Doch wir selektieren aus der Fülle an Beweisen das, was uns im Augenblick passt. Es gibt viele Möglichkeiten, die Vergangenheit mit uns herumzutragen: sie zu romantisieren, sie für ungültig zu erklären, sie mit überarbeiteten oder voll-

kommen erfundenen Erinnerungen auszustatten; die Gegenwart lässt sich nicht so leicht manipulieren.

Ich möchte nicht, dass die Gegenwart ein Urteil über die Vergangenheit fällt, deswegen möchte ich auch nicht über meine Abwesenheit bei ihrer Beerdigung nachdenken. Wir waren in etwa zur gleichen Zeit in dieses Land gekommen. Als ich ihr erzählte, dass ich die Wissenschaft aufgeben wollte, um Schriftstellerin zu werden, schien sie neugierig, aber ihr Mann hielt es für einen gravierenden Fehler. »Warum willst du dir das Leben schwermachen?«, fragte er.

3.

Ich habe ein schwieriges Verhältnis zur Zeit. Der Vergangenheit kann ich nicht trauen, weil sie von meiner Erinnerung verzerrt sein könnte. Die Zukunft ist hypothetisch und muss mit Vorsicht behandelt werden. Die Gegenwart, was ist die Gegenwart wenn nicht eine beständige Prüfung: In diesem ungeordneten Dazwischen kämpft man darum zu verstehen, was man an sich selbst verändern, was man akzeptieren und was man bewahren muss; handelt man falsch, besteht man die Prüfung scheinbar nie, und das Danach bleibt unerreichbar.

4.

Nach dem zweiten meiner beiden Krankenhausaufenthalte ging ich während einer schwierigen Phase regelmäßig zu einem Treffen für Menschen, deren Leben auseinandergebrochen war. Oft sagte jemand – weinend, zitternd oder trocken

Auges –, dass er oder sie wünschte, die Zeit zurückspulen und alles richtig machen zu können.

Auch ich wünschte, dass das Leben neu eingerichtet werden könnte, aber von welchem Zeitpunkt an? Von jedem Zeitpunkt konnte ich zu einem früheren zurückgehen: Warnzeichen übersehen, Fehler angehäuft, doch es war zwecklos, das zu tun, weil es meist damit endete, dass ich mir inbrünstig wünschte, nie geboren worden zu sein.

Die meiste Zeit schwieg ich, bis man mir sagte, dass ich auswich und keine Fortschritte machte. Aber meine Leiden waren Privatsache, dachte ich; wenn ich sie verstehen und artikulieren könnte, hätte ich überhaupt nicht kommen müssen.

Möchtest du uns etwas mitteilen, wurde ich aufgefordert, als ich wenig zu bieten hatte. Da hatte ich bereits das Gefühl, jegliche Hoffnung verloren zu haben: Ich sah durch die Drehtür neue Leute hereinkommen und alte Teilnehmer in die Welt hinausgehen; ähnliche Geschichten wurden mit der gleichen Zerknirschung und Verzweiflung erzählt; ich hörte die Vorträge zum dritten Mal. Was, wenn ich für alle Zeit in diesem Kellerraum festsäße? Ich brach zusammen und spürte einen kollektiven Seufzer: Meine Tränen schienen der Beweis, dass ich endlich bereit war zu kooperieren.

Ich hatte nur unsichtbar bleiben wollen, aber Unsichtbarkeit ist überall ein Luxus.

5.

Mein ganzes Leben lang wurde ich gefragt: Was verbirgst du? Die Frage verwundert mich, weil ich nicht weiß, was ich verberge, und je mehr ich es bestreite, umso weniger vertrauen mir die Leute. Meine Mutter kommentierte Gästen gegen-

über meine angeblichen Heimlichkeiten. Die Frau am Eingang des öffentlichen Badehauses stellte mich oft zur Rede und fragte, was ich ihr verheimliche; nichts, sagte ich, und sie meinte, sie sehe meinen Augen an, dass ich lügen würde.

Schweigsamkeit ist ein naturgebener Zustand; er hat nichts mit Verheimlichen zu tun. Die Menschen zeigen sich nicht leicht und in gleichem Maße allen anderen.

Wenn man etwas verheimlicht, ist man einsamer, als wenn man zurückhaltend ist.

6.

In China gibt es fünf Zeitzonen, doch im Land gilt eine einheitliche Zeit – Peking-Zeit. Zur vollen Stunden senden alle Radiosender sechs Pieptöne, um sieben Uhr gefolgt von der feierlichen Ansage: »Beim letzten Ton war es Punkt sieben Uhr Peking-Zeit.« Diese Erinnerung ist verlässlich, denn sie gehört nicht nur mir, sondern Generationen von Chinesen, Millionen von uns: Um sieben Uhr wurden die Pieptöne und die Ansage über Lautsprecher in jede Volkskommune, Schule, Militärkasernen und in jeden Wohnblock übertragen.

Doch jenseits dieser Beständigkeit ist die Zeit sowohl aufdringlich als auch nicht zu fassen. Sie lässt uns nicht einmal in den intimsten Augenblicken in Ruhe: Bei jedem Gedanken und Gefühl fordert die Zeit ihren Platz. Wenn wir von Unschlüssigkeit sprechen, haben wir Angst davor, etwas Gegenwärtiges zu versäumen. Wenn wir davon sprechen, etwas hinter uns zu lassen – was für ein triumphaler Ausdruck –, heißt das, dass wir die Vergangenheit abschneiden. Wenn man von der Zeit Freundlichkeit erwartet, verflüchtigt sie sich höhnisch oder, schlimmer noch, gleichgültig. Wer von uns hat

nicht schon einmal zu anderen oder sich selbst gesagt: Wenn ich nur ein bisschen mehr Zeit hätte ...

7.

Man verheimlicht etwas aus zwei Gründen: weil man es beschützen will oder sich dafür schämt. Und diese beiden Möglichkeiten sind nicht immer zu trennen. Wenn mein Verhältnis zur Zeit schwierig ist, wenn Zeit aufdringlich und nicht zu fassen ist, könnte es dann sein, dass ich nur mich selbst vor der Zeit verstecke?

Früher schrieb ich von Mitternacht bis vier Uhr morgens. Damals hatte ich kleine Kinder, mehrere Jobs (ich arbeitete mit Mäusen, mit totem Gewebe und unterrichtete *creative writing*) und den Ehrgeiz, das Schreiben von meinem *wirklichen* Leben getrennt zu halten. Wenn die meisten Menschen vom Schlaf durch die Nacht getragen wurden, ohne sich der Zeit, des Wetters bewusst zu sein, schwelgte ich in dem luxuriösen Gefühl, an der Schwelle zur Realität zu leben.

Für die tiefen Schläfer war die Nacht ein vor der Zeit schützender Kokon; ich wollte glauben, dass sie für mich noch etwas Besseres war: Nachts war die Zeit mein Besitz, nicht umgekehrt.

8.

Als ich 2008 nach Peking zurückkam, besuchte mich eine Freundin, und wir unterhielten uns über ihre Investitionen in Immobilien und unsere früheren Mitschüler, und eine halbe Stunde, nachdem sie die Wohnung meiner Eltern verlassen

hatte, rief sie an: Sie hatte es nicht persönlich erwähnen wollen, doch ein Junge, der mir nahegestanden hatte, als wir Teenager waren, hatte gemeinsam mit seiner Freundin Selbstmord begangen.

Meine erste Reaktion war Verwunderung, dass meine Freundin gewartet hatte, bis wir uns nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gegenüber saßen, um es mir zu erzählen. Meine nächste Reaktion war ebenfalls Verwunderung, weil ich das Gefühl hatte, mein Leben lang mit dieser Nachricht gerechnet zu haben.

Unser toter Freund hatte eine Affäre gehabt, und sowohl er als auch seine Freundin hatten eine schwierige Scheidung hinter sich, waren danach jedoch als Ehebrecher gemieden worden.

»Es wäre besser gewesen, er wäre nach Amerika gegangen«, sagte meine Freundin.

Warum?, fragte ich. Auf der Universität hatte er sich als Autodidakt und Designer gut geschlagen – in seinen Briefen schickte er mir oft aus Zeitungen und Zeitschriften ausgeschnittene, von ihm gestaltete Anzeigen für Markenkleidung, importierte Minzbonbons, Artikel aus Kaschmir. Er war jemand, der in der prosperierenden Wirtschaft des Landes ein gutes Leben hätte haben können.

Meine Freundin seufzte. »Du bist die Einzige, die noch weltfremder ist als er. Du solltest eigentlich wissen, dass China kein Land für Träumer ist.«

Meine Freundschaft mit dem Jungen bestand überwiegend aus Briefen. Es war eine andere Ära, als Gedanken und Gefühle noch mit der Post reisten, Dringlichkeit mit Telegrammen übermittelt wurde. Meine Familie hatte kein Telefon, bis ich auf die Universität ging; E-Mail kam viel später, als ich schon in Amerika war. Ich erinnere mich noch an die Zeit, als

das Geräusch eines Motorrads die absolute nächtliche Stille unterbrach – nur ein Telegramm mit der Nachricht eines eingetretenen oder bevorstehenden Todesfalls konnte diese Störung verursachen. Briefe, vor allem solche mit vielen Marken darauf, hatten das Gewicht der Freundschaft.

Ich kann mich nur noch an wenige Dinge in diesen Briefen erinnern: dass er in der Schule in das Mädchen, das neben ihm saß, verliebt war; dass er ein tschechowsches politisch-satirisches Stück verfasste mit Gorbatschow und einem ostdeutschen General und einer losgehenden Pistole im 3. Akt – das war 1988, als der Kommunismus Teile Europas noch fest im Griff hatte; es war dasselbe Jahr, in dem wir uns zum letzten Mal sahen.

Aber ich erinnere mich daran, dass er, bevor er mit den profitablen Anzeigen ein Ventil für seine künstlerische Obsession fand, zahllose Automodelle entwarf und mit passenden Namen versah; zudem zeichnete er ein seltsames Sortiment von Pistolen, Gewehren, Raumfahrzeugen und Haushaltsgeräten und auch abstrakte Grafik: Alle Zeichnungen waren pedantisch ausgeführt, manchmal machte er fünf oder sechs Entwürfe, und ihre Einzelheiten erfüllten mich sowohl mit Ehrfurcht als auch mit Ungeduld.

Wenn ich sage, dass ich seinen Selbstmord erwartet hatte, heißt das vielleicht nur, dass ich meine Erinnerung revidiere. Es gibt keinen Grund, warum ein künstlerisch begabter und sensibler Junge kein glücklicher Mann werden könnte. Wo und wie etwas falsch lief in seinem Leben, weiß ich nicht, doch schon als Jugendliche fiel mir seine Niedergeschlagenheit auf, als ihm das Stück nur Spott einbrachte und die Ausstellung seiner Autoentwürfe ihn den Mitschülern entfremdete. Er war ein Mensch, der die anderen brauchte, um sich selbst lebendig zu fühlen.

Eine Träumerin: Es ist das Letzte, was ich genannt werden will, sowohl in China wie auch in Amerika. Zweifellos dachte meine Freundin in Peking, als sie diesen Ausdruck gebrauchte, an Eigenschaften wie Hartnäckigkeit, Zielstrebigkeit, Eigenwilligkeit und – insbesondere – Weltfremdheit, wovon sie viel in mir erkannt haben musste. Selbst wenn man die Persönlichkeit eines Träumers und Träume hat, ist das keine Garantie dafür, dass man weiß, wie man träumt.

Die Frau in New Hampshire und ich waren wie viele von uns mit dem gleichen Ziel nach Amerika gekommen – ein neues Leben zu beginnen. Ich würde es nicht einen Traum nennen, noch nicht einmal ein ehrgeiziges Vorhaben. Sie war Wissenschaftlerin gewesen und hatte eine sichere Stelle bei einer biomedizinischen Firma. Ich war von diesem Weg abgewichen und hatte mich für einen Beruf entschieden, der Verbergen weniger praktikabel macht, so ich denn tatsächlich gewohnheitsmäßig etwas verberge.

Ich frage mich nicht, wie mein Leben verlaufen wäre, wäre ich in China geblieben: nicht wegzugehen war keine Option für mich. Ein Jahrzehnt lang war allem, was ich tat, ein konkretes *Nachher* aufgeprägt: An dem Tag, an dem ich in Amerika ankäme, würde ich ein anderer Mensch.

Aber es gibt noch die Möglichkeit, dass ich nie mit dem Schreiben angefangen hätte. Wäre ich Wissenschaftlerin geblieben, wäre ich dann anders geworden: ruhiger, weniger besorgt, vernünftiger? Hätte ich aufgehört zu verheimlichen, oder wäre ich besser darin geworden?

IO.

Ein paar Monate, bevor mein Freund sich umbrachte, hatte er mich über das Internet gefunden. In seiner E-Mail erzählte er von seiner Scheidung, und ich schrieb ihm, dass ich die Wissenschaft für das Schreiben aufgegeben hatte. Er antwortete: »Ich gratuliere dir: Du warst schon immer eine Träumerin, aber Amerika hat deinen Traum erfüllt.«

Vor kurzem nannte mich auf der Bühne jemand ein Beispiel für den amerikanischen Traum. Sicherlich habe ich auch das getan: Ich habe eine Abbildung mit vorher und nachher von mir machen lassen. Die Veränderung ist jedoch oberflächlich und trügerisch wie Werbung auf dem Heck eines Busses.

Die Zeit wird es zeigen, sagen die Leute, als hätte die Zeit immer das letzte Wort. Vielleicht wehre ich mich nur gegen diese Vorstellung, so wie ich mich gegen die wehre, die nach der Macht streben, das letzte Wort über andere zu sprechen.

II.

Ich hätte mich gern eine Träumerin nennen lassen, hätte ich gewusst, wie man träumt. Das Gefühl, ein Hochstapler zu sein, ist ein natürliches Gefühl, das viele Leute kennen, und diejenigen, die sich nicht bisweilen so vorkommen, finde ich nicht vertrauenswürdig. Es würde mir nichts ausmachen, für vieles gehalten zu werden, was ich nicht bin: schüchtern, fröhlich, kalt, aber ich möchte nicht als Träumerin bezeichnet werden, wenn ich es tatsächlich nicht bin.

Was ich bei Träumern bewundere und respektiere: das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, die Unempfänglichkeit für das Unseriöse und die Zuversicht, dass das Gute und Wahre triumphieren und überdauern werden. Träumer sind keine Egoisten, Blender oder Sonderlinge; im Alltag gehen sie eher unter, als dass sie auffallen, doch das ist nicht Verstecken. Ein echter Träumer muss auf die Zeit vertrauen.

Abgesehen davon, dass ich mich nicht für eine Träumerin halte, möchte ich auch nicht als jemand angesehen werden, der sich zwar Träumerin nennt, tatsächlich aber nur ehrgeizig ist. Man begegnet ihnen oft im Leben, und ihre Ambitionen sind kleiner als Träume, gewöhnlicher, die bekannt gemacht werden müssen und abhängig sind von der Verwirklichung in dieser besonderen Zeit. Verursachen sie anderen Leid, haben sie keine Probleme, diesen Schaden als den Preis für ihre Träume abzuschreiben. Zeitgebundenheit ist vielleicht das, was Ambitionen von echten Träumen unterscheidet.

Die Frau in New Hampshire war weder eine Träumerin noch ambitioniert. Sie hatte auf ein solides, unaufgeregtes Leben in einer amerikanischen Vorstadt gehofft, doch Einsamkeit musste ihr Leben in eine Wüste verwandelt haben.

Mein toter Freund in Beijing war ehrgeizig, weil er seine Talente erkannt hatte; zudem hatte er Träume. Ich musste einst Bestandteil seines Traums gewesen sein – warum sonst hätte er mir geschrieben, wenn er nicht die Nähe zu einer anderen Träumerin gesucht hätte.

14.

Ich kam als aufstrebende Immunologin in dieses Land. Ich hatte mich für dieses Gebiet entschieden – wenn man den Wunsch außer Acht lässt, China verlassen zu wollen, und einen Beruf zu haben, mit dem ich meinen Lebensunterhalt verdienen konnte –, weil mir die Funktionsweise des Immunsystems gefällt: Seine Aufgabe ist es, alles, was körperfremd ist, aufzuspüren und anzugreifen; es hat ein Gedächtnis, manche Erinnerungen bleiben lebenslang erhalten; sein Gedächtnis kann Fehler machen, selektive oder, schlimmer, unterschiedslose, und das System veranlassen, sich selbst mit etwas Fremdem zu verwechseln, als etwas, was zu eliminieren ist. Das Wort *immun* (aus dem Lateinischen *immunis*, *in-* + *munia*, Leistungen) ist eins meiner Lieblingsworte im Englischen, Immunität – gegen Krankheit, Dummheit, Liebe, Einsamkeit, quälende Gedanken und nicht zu lindernde Schmerzen – ist eine Eigenschaft, die ich mir für meine literarischen Gestalten und für mich selbst gewünscht habe, wohl wissend, dass der Wunsch vergeblich ist: Nur die Leblosen sind immun gegen das Leben.

15.

Intuitiv strebt man nach Immunität gegenüber zwei Typen von Menschen: diejenigen, die die eigenen Überzeugungen bestätigen, und diejenigen, die sie in nichts verwandeln. Letztere sind Raubtiere, die unser Herz zerreißen, erstere machen wir zu Feinden, weil wir im Gegensatz zu anderen Spezies in der Lage sind, unser unsicheres Selbst nicht nur aufzublasen, sondern auch zu verkleinern.

Als ich diesen Aufsatz zu schreiben begann, hatte ich die Vorstellung, dass ich damit Gedanken über die Zeit testen, analysieren könnte. Ich hatte sogar eine Vision des *Nachher*, wenn sich meine Verwirrung aufgelöst hätte.

Wissenschaftliche Tests sind Teil endloser Forschung: Eine Frage führt zur nächsten; was folgt, bestätigt oder widerlegt, was zuvor kam. Die eigenen Vorstellungen zur Zeit zu analysieren, während die Zeit selbst unbeständig und unfassbar bleibt, kommt einem vergeblich vor: Wenn man glaubt, eine Facette der Zeit zu verstehen, präsentiert sie eine andere, die die Beweisführung wieder unterminiert.

Über einen Kampf zu schreiben, während man kämpft: Man kann nur hoffen, dass die Verwirrung eines Tages enden wird.

»Aber was willst du denn noch? Du hast eine Familie, einen Beruf, ein Haus, ein Auto, Freunde und einen Platz in der Welt. Warum bist du nicht zufrieden? Warum bist du nicht stark?« Diese Fragen stellt unter anderen meine Mutter.

In das Krankenhaus, in dem ich lag, kam eine hoheitsvolle psychologische Betreuerin: perfekter Lippenstift, glänzendes lockiges Haar, bunte Blusen und dazu passende flache Schuhe. »Junge Frau«, sagte sie jedes Mal, wenn sie mich sah. »Verlieren Sie Ihr Lächeln nicht.«